

Mr. 48.

1903.

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.  
Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.



Vor dem Spaziergang. Nach dem Gemälde von E. Brach.

## Glück und Leid.

Dein Glück, es ist so selten echt  
Und wird Dich oft betören;  
Der Schmerz verleiht Dir erst ein Recht,  
Dem Leben zu gehören.

Ob Du umfingst in Jugendlust  
Die Welt mit Liebesarmen,  
Es lehrt Dich Leid erst und Verlust  
Ein heiliges Erbarmen.

## Die Radlerin.

Roman von Heinrich See.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

„Du wirst in Berlin gut daran tun,“ sagte Meta zu ihrer Schwester mit einem Tone, den Lena an ihr noch niemals wahrgenommen hatte, „Dein Gefallen an den Menschen, überhaupt Dein Vergnügen an Herrengesellschaft nicht so offen an den Tag zu legen.“

Boll Verwunderung sah Lena ihre Schwester an. Dann stieg ihr eine Purpurrote ins Gesicht. „Was meinst Du denn?“ fragte sie.

„Ich gebe Dir diesen Rat nur ganz im allgemeinen. Denke darüber nach, dann wirst Du es schon verstehen. Ich nehme nur noch eine andere Bluse um, dann können wir fort.“

Haftig ging Meta hinaus.

Lenas Augen richteten sich auf die Tür, durch welche Meta verschwand und Lena fühlte noch einmal, wie die Blut ihr in die Wangen schoss.

Rudolf saß wieder auf dem Rade.

Er rollte hin, ohne ein Ziel vor sich zu haben. So kaltblütig und ruhig er sich Meta gegenüber benommen hatte, so wirr und ungeordnet irrten jetzt die Gedanken durch seinen Kopf; jetzt, wo er sich allein überlassen war. Er versuchte sie zu sammeln, aber er merkte, daß dies, so lange er auf dem Rade saß, ihm nicht möglich sein würde. Was er an seinem Rade bisher als eine Wohlthat empfunden hatte, nämlich, daß die Aufmerksamkeit, die er demselben zuwenden mußte, jedem konzentrierten Denken.

wenn er es verjuchte, die Spitze abbrach, so daß nur flüchtige und, entsprechend dem körperlichen Wohlgefühl, freundliche Bilder auf ihn zuschwebten und mit denselben leichten Schwingen wieder entschwandten — das störte ihn nun. Er stieg ab.

Rudolf sah jetzt erst, wo er hingeraten war. Er befand sich an den stillen Ufern des Kanals, die an den Tiergarten grenzen. Auf dem Wasser wurden einige Rähne neu geteert, Passanten kamen nur vereinzelt vorüber, er war hier wie allein.

Das Geschehene nahm vor ihm feste Gestalt an.

Er hatte Meta die Erklärung gegeben, Lena heiraten zu wollen. Mit deutlichen Worten hatte er das ausgedrückt, sie klangen ihm jetzt selber noch einmal ins Ohr, aber so, als wären sie von einer fremden Stimme gesprochen.

Rudolf prüfte sich. Meta selbst hatte ihm diese Worte entzissen. Er zweifelte jetzt sogar daran, ob er den Entschluß, dem sie Ausdruck gegeben, noch unmittelbar vorher überhaupt im Sinne gehabt hatte. Er glaubte, diese Frage mit einem aufrichtigen „Nein“ beantworten zu können. Oder machte er sich nur selber etwas vor? Wollte er nur den eigenen Glauben an seine Festigkeit nicht opfern? Er kannte Lena erst wenige Tage. Noch vor einer Woche hätte er darauf geschworen, daß es ihm unmöglich sei, sich noch einmal zu verlieben. Jahre waren hingegangen, ohne daß ein derartiges Gefühl ihn noch einmal überkommen hätte. Hätte nicht jemand das Zweirad erfunden, würde es unter den daraus entstandenen Verhältnissen einem Manne heute nicht erlaubt sein, mit einem jungen Mädchen, dessen Angehörige ihm allerdings familiär befreundet waren, allein an einem schönen Frühlingsmorgen vor dem Waldbrande zu sitzen und beim Moselweine harmlose Gespräche zu führen — dieses Ereignis hätte sich nie vollzogen. Nun war es da. Er liebte sie. Er liebte sie wie die Frische, das Kraftgefühl, die Schaffenslust, den Frohsinn, wie all' das Neue, das ihn seit den wenigen Tagen erfüllte und das samt und sonders von dem glitzernden Dinge auszustrahlen schien, das er an der Hand hinführte.

Meta widerlegte sich seiner Absicht.

Warum?

Noch gestern war sie anders gewesen. Der Wunsch, den er ihr heute aussprach, war gestern auch noch der ihrige. Noch gestern hatte sie sich ihn zum Schwager gewünscht. Gestern hatte sie mit dem Gedanken gespielt, heute war er zum Ernste für sie geworden. Ihre Eitelkeit, die fraße Eitelkeit in ihr, war aufgeschreckt worden. Er hatte ihr gesagt, daß sie für ihn kein Hindernis bedeuten sollte und er wollte dabei bleiben.

Eine große Ueberzeugung füllte ihn an. Die Ueberzeugung, mit Lena glücklich zu werden. Davor brach alle Philosophie zusammen. Er wollte glücklich werden.

Die Gelegenheit, sich Lena zu erklären, würde sich, unter allen Umständen, ihm bieten.

Etwas Schweres, Befleckendes, Zermalmendes legte sich plötzlich auf ihn nieder.

Vielleicht wies Lena ihn ab.

Vielleicht?

Er hatte mit ihr vom Heiraten gesprochen und sie hatte sich wie ein Kind dazu gestellt. Die Liebe war ihr etwas Fremdes — etwas so Fremdes, wie die Sünde. Was brachte ihn auf die ungeheuerliche Annahme, daß gerade er es sein würde, der sie die Liebe lehrte? Was gab ihm darauf auch nur das allerkleinste Recht?

Lena war fünfzehn Jahre jünger als er. Sie war wie die Verkörperung der Jugend, und wenn sich ein Sehnen endlich in ihr regte, der Drang zu lieben und geliebt zu werden — konnte das jemals einem Manne gelten, der das nicht mehr hatte, was so ganz und gar der Kern ihres eigenen Wesens war? Die Jugend!

Wenn Meta selber mit ihr sprechen würde? Ja, wenn sie schon mit ihr gesprochen hatte?

Rudolf ging langsamer.

„Sel!“ rief eine Stimme vor ihm.

Ein Mann in einem blauen Leinwandkittel wand um einen Pflock, der vor dem Holzgeländer stand, an welchem Rudolf dahinschritt, ein Seil.

Rudolf fuhr auf.

Es fiel ihm jetzt ein, daß Meta und Lena in der Radbahn ihn erwarteten. In welcher? Meta hatte vergessen, es ihm zu sagen. Rudolf atmete auf. Er fürchtete sich bereits vor Lena und es war nun nicht seine Schuld, wenn er nicht kam.

Er durchkreuzte die Potsdamer Straße und der Verkehr, der ihn plötzlich wieder umbrandete, weckte ihn von neuem.

Er mußte jetzt, was er zu tun hatte. Er wollte Lena nicht mehr wiedersehen, nicht heute, nicht morgen, niemals wieder.

Der alte Schumann, das Personal und auch Herr Deseniß waren nicht wenig erstaunt, als sie noch an demselben Tage zum zweiten Male ihres Chefs ansichtig wurden, der außerdem noch diesmal in einem Sportsanzuge erschien. Abermals hatte Rudolf mit Herrn Deseniß eine Unterredung, aber sie dauerte nicht so lange

wie die erste. Hatte Rudolf heute Morgen seinem Prokuristen die Mitteilung gemacht, daß er von nun an selbst die Leitung der Fabrik in die Hände nehmen würde, so erklärte er ihm nun, daß sein Entschluß noch einen Aufschub erfahren mußte, weil er aus gewissen, plötzlich eingetretenen Gründen eine Reise machen müsse, deren Dauer er vorläufig selber noch nicht bestimmen könne. Nach seiner Rückkehr würde sich das Weitere dann finden. Herr Deseniß hatte in dieser zweiten Unterredung das ganz entschiedene Gefühl, daß seinem jungen Chef, so unternehmend er in seinem Sportsanzuge auch aussah, in der kurzen Spanne Zeit seit heute Morgen doch etwas nicht Angenehmes begegnet sein mußte, ohne daß er natürlich bei dem gebotenen Respekt vor dem Haupte der Firma diesem Gefühl einen Ausdruck zu verleihen sich erlaubt hätte. Mit einem Händedruck schied Rudolf von ihm.

Nun dieselbe Stunde trat Meta mit ihrer Schwester aus der Brettertür einer Bahn am Kurfürstendamm heraus. Sie hatte ihre erste Lektion nun hinter sich. Sie sah sehr heiter aus, denn wie die meisten Damen hatte sie sich als eine sehr geschickte Schülerin gezeigt und der kleine Triumph, der sie erfüllte, drängte vorläufig noch alle anderen und sonstigen Empfindungen in ihr zurück.

Es war ein so schönes Wetter, daß sie vorschlug, zu Fuß nach Hause zurückzukehren. Es war ihr eigentümlich leicht zu Mute, wie immer bei den ersten schönen warmen Tagen im Jahr. Der Muff war daheim geblieben und zum Sonnenschirm war offiziell noch keine Zeit. Ihre ganze Last bestand in einem kleinen Täschchen. Lena, die nicht wie andere junge Damen war, daß sie auf der Straße immer etwas in der Hand haben mußte, ging ohne alles Gepäck neben Meta her.

„Nun ist Herr Moellendorf doch nicht gekommen,“ sagte Lena unzufrieden.

„Er wird uns doch wohl nicht gefunden haben,“ antwortete Meta. Daß man verabsäumt hatte, sich mit Rudolf wegen einer bestimmten Bahn zu verständigen, das war beiden Damen gleichfalls erst nachträglich eingefallen. Indessen äußerte Meta die Hoffnung, daß Rudolf schon nach ihnen suchen würde — natürlich nirgend wo anders, als auf dem Kurfürstendamm — und zwar so lange, bis er sie finden würde.

Lena erwiderte nichts.

Es stand etwas zwischen ihr und der Schwester, eine Schranke, die seit heute Morgen zwischen ihnen beiden aufgerichtet worden war. Zum ersten Male in ihrem Leben trug sie ein Geheimnis mit sich herum, ein Geheimnis, das, je weniger es ihr möglich war, mit Meta darüber zu sprechen, sich um so tiefer in sie eingrub. Das Geheimnis betraf Herrn Moellendorf. Während sie schweigend neben Meta einherging, dachte sie an dies Geheimnis, das ihr selbst etwas Dunkles, Rätselhaftes blieb und das sie dennoch nicht losließ. Es war sehr merkwürdig, daß es ihr eigentlich gar nicht unangenehm war, nun ganz allein daran denken zu müssen, sie fühlte gar nicht mehr das Bedürfnis, mit Meta oder überhaupt jemand anderem über Herrn Moellendorf zu sprechen. Das Geheimnis, obwohl es keine Gestalt hatte, besaß doch etwas, was hübsch war, was so hell und warm und sonnig war, wie der junge Frühlingssalanx um sie her. Und Lena dachte so sehr an ihr freundliches Geheimnis, daß sie noch immer vergaß, das abgebrochene Gespräch von neuem zu beginnen.

Auch Meta sagte eine Weile nichts mehr. An Rudolf dachte sie mit keiner Faser. Sonstige Analytiker des weiblichen Herzens mögen es sonderbar finden — dennoch dachte Meta in diesen Minuten an nichts anderes, als an das Radkleid, das sie sich, sobald sie das erste Mal ins Freie fahren würde, dazu machen lassen wollte. Sie entsann sich plötzlich einer Reihe von Kostümen, die sie an den raschfahrenden Damen auf der Straße oder in den Schaufenstern und Modenjournalen gesehen hatte. Obwohl sie damals kaum genau darauf geachtet hatte, so zogen alle diese Kostüme nun doch plötzlich mit allen Einzelheiten und mit aller Deutlichkeit wie in einer langen Prozession an ihr vorüber. Auch geschmacklose Kostüme. Kornblumenblaue Tuchröcke mit großkarrierten Taffetblusen, aus denen das Rot grell hervorjah, und ein phantastischer Wagnerhut, links mit einem Piquet von lila Malven. Oder auch die allerdürftigste Einfachheit — nicht einmal helle Handschuhe und ein eleganter Stiefel.

Sehr hübsch war ein Kleid, in dem eine Dame vorhin vorbeigeflogen kam. Pumphosen, Rock und Jackett — alles von staubgrauem Lustre, das Täschchen mit Niegeln über der Brust geschloffen und eine Hemdbluse von gestreiftem Tennisstoff. Dazu Leder-gürtel, lohfarbener — allerdings nicht heller — Handschuh und ein fremdartiges, kleines Häubchen mit Bandschleifen. Meta hatte, weil sie noch eine junge Frau war, sonst gegen Grau die übliche Abneigung. Sie fand es mit einem Male nun im Gegenteil gerade pikant.

„Was meinst Du,“ sagte sie endlich, „wenn ich mir ein Radkleid machen lasse, zu Grau? Lustre?“

Lena erwachte. Meta fuhr in ihrer Beschreibung fort. Alles, was sie sprach, dünkte Lena unsagbar trivial. Seit heute Morgen

kam ihr Meta immer mehr wie eine gänzlich veränderte Person vor. Oder war die ganze Welt um sie her eine andere geworden? Es war ihr jetzt ordentlich lieb, daß Meta Rudolfs Namen nicht aussprach und daß sie nur von ihren Toiletten redete. Meta ließ ihre Toilette nicht von einer Schneiderin, sondern von einem Damenschneider machen.

„Ich denke,“ sagte sie, „ich fahre gleich zu Stengler hin. Acht Tage bis zur ersten Anprobe dauert's ohnehin und dann braucht man wenigstens nicht zu warten.“

Noch vor dem Diner erledigte Meta die Angelegenheit. Sie zu begleiten, verspürte Lena keine besondere Lust. Als Neubrink nach Hause kam, fand er Meta sehr aufgeräumt.

„Ich bin bloß ein einziges Mal umgefallen,“ sagte sie zu ihm. Neubrink mußte erst nicht, wovon die Rede war. Meta behandelte das ganze Thema mit einer Wichtigkeit, als begänne für

Lena sah leidend aus.

Meta ließ ihre Korrespondenzen liegen.

Eine weiche, mitleidige Zärtlichkeit für Lena überkam sie. Sie nahm ihren Kopf zwischen die Hände und küßte sie auf die Stirn.

„Armes Kind,“ sagte sie, „geh!“

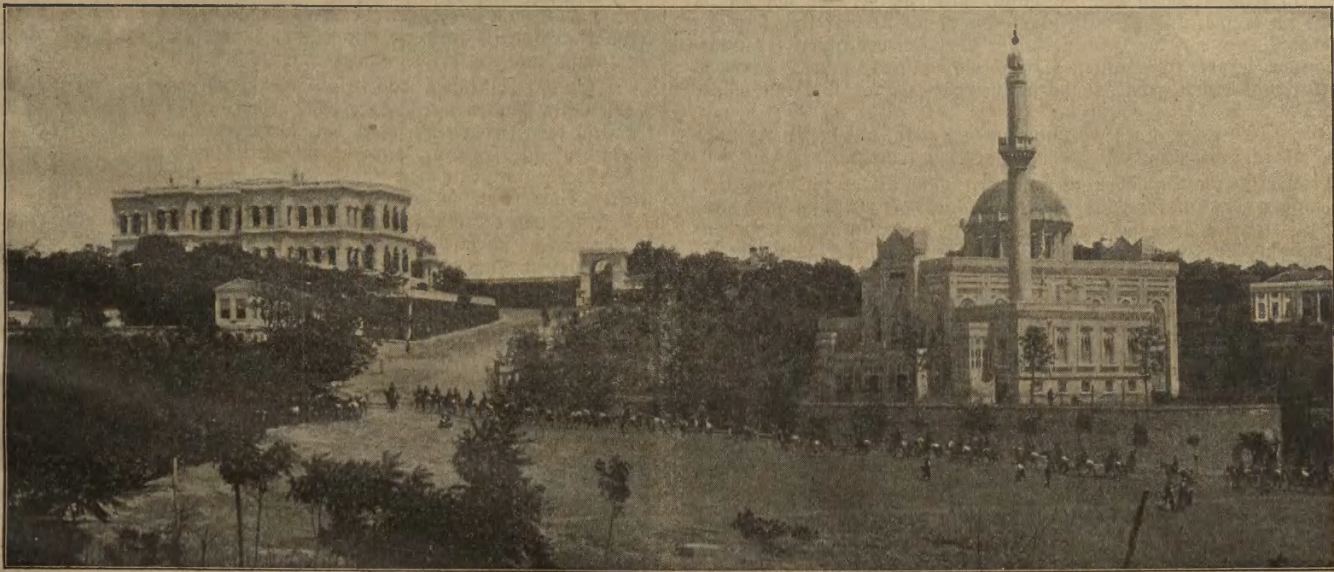
Um von hier aus in ihr Zimmer zu gelangen, mußte Lena durch die Kinderstube gehen. Fritz lag im Bett, er wachte aber noch.

„Gehst Du schon schlafen, Tante Lena?“ fragte er.

Lena trat an sein Bett. „Ja,“ erwiderte sie.

„Gute Nacht, Tante Lena,“ sagte Fritz und seine Kinderaugen voll rückhaltloser Liebe auf sie gerichtet, streckte er ihr aus den Kissen beide Arme entgegen.

Lena beugte sich zu ihm nieder. „Gute Nacht,“ sagte sie leise und Fritz schlang die Arme um ihren Hals. Hinter einem grünen Schirm brannte die Nachtlampe. Sauber geordnet sahen von einem



Der Yildiz-Kiosk (Palast des Sultans) und die große Moschee in Konstantinopel.

sie ein neuer und folgenreicher Lebensabschnitt. Neubrink lächelte gutmütig. Auch bei Tisch wurde das Thema von Meta, die damit die ganze Unterhaltung beherrschte, fortgesetzt.

„Eigentlich sieht eine Stahlschnalle ordinär aus,“ sagte sie zu Lena, neben welcher Fritz saß, hinüber.

Meta sprach von dem projektierten Ledergürtel.

„Es müßte eine mit Leder überzogene sein,“ entschied sie darauf.

Die Tischunterhaltung wurde durch ein Klingeln der Entreeglocke unterbrochen.

Die Köchin brachte einen Brief, den der Postbote erst eben abgegeben hatte. Der Brief war für Meta.

„Von Moellendorf!“ jagte sie, als ihr Blick auf die Adresse fiel.

Lena ließ ihre Gabel sinken.

„Er läßt uns alle grüßen,“ fügte sie dann hinzu, nachdem sie den Brief gelesen hatte, „er geht wieder auf Reisen.“

„Der Mensch hat keine Ruhe,“ sagte Neubrink. Fritz sprang vom Stuhl und bückte sich auf den Teppich. Tante Lena war die Gabel heruntergefallen und Fritz war ein wohlzogener Junge.

„Danke,“ sagte Lena.

„Ich finde,“ bemerkte Neubrink, „Lena sieht auffallend blaß aus.“ Am Ende tut ihr Berlin gar nicht gut.

Meta sah ihre Schwester an. „Es wird vorübergehen,“ lächelte sie leicht. „Welt?“ fragte sie Lena gutmütig.

„Es fehlt mir gar nichts,“ erwiderte Lena.

Es hatte sich für den Abend Besuch angemeldet, deshalb mußte man zu Hause bleiben. Neubrink hatte, weil der Ultimo beborstet, noch in seinem Arbeitszimmer zu tun und Meta erledigte einige Korrespondenzen.

Es war gegen neun, als Lena zu ihr ins Zimmer trat.

„Du entschuldigst mich wohl bei Siegfried und Deinem Besuch,“ sagte sie, „ich fühle mich wirklich nicht ganz wohl. Ich glaube, es wird das Beste sein, ich lege mich zeitig schlafen.“



Die „hohe Pforte“, Eingang zum Auswärtigen Amt in Konstantinopel.

Regal an der Wand schattenhaft Fritzens Spielsachen herab. Das Bett für das Kindermädchen, das in demselben Zimmer stand, war auch schon aufgedeckt. Es war schon alles nächtlich still.

„Tante Lena, Du weinst,“ sagte Fritz.

Und Tante Lena begann, während sie seine Wangen noch immer an die ihre drückte, so daß die heißen Tropfen über beide rannen, zu schluchzen und sie wußte nicht, warum.

Acht Tage waren vergangen.

Seit diesen acht Tagen befand sich Rudolf unterwegs. Er reiste nicht auf die übliche Art, sondern er machte seine Reise per Rade. Der Frühling war mit großer Macht gekommen, trotz Anfang April gab es schon heiße Tage und die Sonne hatte die Wege alle getrodnet. Rudolf fuhr im Anfange täglich hundert Kilometer, bis er an die schlesische Gebirgsgrenze kam. Er hatte sich dieses Ziel erwählt, weil Schlesien zu den wenigen Teilen Deutschlands gehörte, die ihm noch unbekannt waren. Er hatte sich unter Schlesien etwas vorgestellt, was außer-

halb der kultivierten Welt lag und war nun von der Schönheit der Berglandschaften überrascht. Die Straßen, die sich am Fuße der Höhenzüge hinwanden, waren trotz ihrer Steigungen vorzüglich und für einen Fahrer, der nur die von allerlei Fuhrwerk zerstückelten Chaussees um Berlin herum kannte, Lust und Erholung. Das Land gefiel Rudolf so gut, daß er beschloß, einige Zeit hier mit seinem Rade zu kreuzen. Häufig ließ er es auch in einem Hotel zur Aufbewahrung zurück und machte Fußpartien in die Vorberge hinein, so weit das die frühe Jahreszeit schon erlaubte. Auf den Bergen lag überall noch der Schnee, wenn er auch schon, da die Wärme anhielt, in große Bäche zerrann und zum Tal hinabfloß. Den Straßen, durch die Rudolf kam, schadete er aber nur wenig und die Basalt und Kohlen enthaltende Erde sog ihn schnell auf.

Mit seinen Seelenstimmungen erging es Rudolf eigentümlich. Sobald er auf dem Rade saß, war alles gut.

(Fortsetzung folgt.)

# Die unleserliche Handschrift.

Novellette von Jules Ricard.

[Nachdruck verboten.]

Es war vor ungefähr 15 Jahren bei Brignac, auf dem Lande, an einem jener köstlichen Nachmittage, da die Sonne ihre warmen und schon blässerem Strahlen über die herbstliche Flur gleiten läßt.

Während wir auf die Stunde warteten, wo wir die Wildenten auf der Marne jagen konnten, die sich mit den schläfrigen Windungen eines großen silbernen Neptils durch die Fluren wälzt, plauderten wir auf der Veranda, die von dem schweren und berausenden Dufte der aufblühenden Heliotropen erfüllt war.

Ein reizender Mensch, dieser Brignac. Ein ehemaliger Gardeoffizier mit einem majestätischen Brustkasten, einem breiten, etwas roten Gesicht, einem ungeheuren weißen und weichen Bart und scharf geschnittenen Zügen. Ehedem ein glänzender Lebemann.

Er war zu der Zeit ins Leben eingetreten, da das große Fest des Kaiserreichs in seinem vollen Glanze stand, hatte die Freude überall da gepflückt, wo sie blühte, und ich muß sagen, die Republik war ihm kein genügender Grund, um auf die Genüsse dieser Welt zu verzichten; er amüsierte sich unter jedem Präsidenten. Erst vor einigen Jahren hatte es die Gicht für angemessen gehalten, dazwischen zu treten. Brignac zählte damals . . .

Doch wozu das Alter eines Ehrenmannes nennen, auf dessen Freundschaft man zählen kann und dessen Koch unerreicht da steht?

Man riet ihm, die Seebäder zu versuchen. Er tat es und begegnete dort einer jungen Engländerin, die fein und schlank wie ein hübsches Bambusrohr war. Er sah noch sehr gut aus, hatte auch ein nicht unbedeutendes Vermögen; sie indes war arm. Im folgenden Jahre heiratete die hübsche Engländerin den früheren Offizier.

Sie haben ein Kind und sind sehr glücklich. Allein Brignac ist sehr gealtert und äußerst ernst geworden. Für mich ist er ein guter Kamerad. Er hat mir, als ich sehr jung war, jene praktischen Ratschläge gegeben, die man nicht vergißt, und obwohl die berechtigten Pflichten der Ehe ihn ein bißchen abgestumpft haben, so bin ich doch glücklich, von Zeit zu Zeit auf ein bis zwei Stunden mit ihm zusammenzukommen.

Als wir, in der Unterhaltung begriffen, an einem kleinen, auf das Treibhaus führenden Salon vorübergingen, bemerkte ich in einem Winkel an einem Tische sitzend den Sohn meines Wirtes. Gaston war ein hübsches blondes Kind; es hatte seine Feder auf den Tisch fallen lassen und folgte mit einem mir melancholisch erscheinenden Blick dem schnellen Fluge der Schwalben, die leicht den Nasen streiften und sich dann hoch in die Wolken erhoben.

An jenem schönen Tage, der mir diesen Salon, den die starke Helle der sonnenbestrahlten Veranda düsterer als einen Kerker des Dogenpalastes erscheinen ließ, tat mir der Anblick dieses „gefangenen“ Jungen weh; und ich konnte mich nicht enthalten, zu meinem Freunde zu sagen: „Wie kannst Du nur den Mut haben, den armen Kleinen bei einem solch herrlichen Wetter einzusperren?“

„Mein Lieber,“ erwiderte Brignac, „wenn er erst schreiben kann, werde ich ihn in Ruhe lassen, denn er ist noch keine fünf Jahre und sehr intelligent, doch er muß schreiben; ich meine damit gut schreiben!“

„Weil Du selbst dies nicht kannst?“

„Erstens wäre das ein Grund; wir sollen versuchen, bei unsern Kindern die Fehler zu vermeiden, die uns selbst auf unserm Lebenswege hinderlich gewesen sind und dann . . .“

„Mein lieber Brignac; ich weiß nicht, ob das daher kommt, weil Du zu viel auf dem Lande wohnst, aber Du scheinst mir ein Philister zu werden!“

Er unterbrach mich lebhaft. „Vielleicht bin ich ein Philister . . . Ein Philister ist ein Individuum, das übrigens sehr gut weiß, was es will . . . Soll ich Dir sagen, warum ich wünsche, daß mein Junge gut schreiben lernt? Das ist eine Geschichte, eine Geschichte aus der Zeit, wo Du mich nicht einen Philister geheißen hättest . . . Es war vor langer Zeit . . . im Jahre 1863 . . . Baden war damals Baden und Monte Carlo ein kleines Fischerstädtchen. Alles, was gut war oder es zu sein glaubte, flog, sobald der Juli kam, dorthin. Zu dieser Zeit war niemand in den Klubs, ebenso wie jetzt in der Woche, in welcher die Rennen von Deauville stattfinden. — In jenem Jahre war ich in Paris geblieben, weil . . .“

„Ich merke schon: war Dein Grund blond? braun? oder rot?“

„Still, Gaston kann Dich hören. Kurz, in meinem kleinen Entresol in der Rue Taitboat langweilte ich mich nicht allzusehr, als man mir eines Morgens einen Brief übergibt. . . Dieser Brief enthielt eine Bitte um Geld . . . Doch nicht etwa eine jener gewaltigen Anleihen, die wahre Räubergeschichten in sich fassen, ewige Dankbarkeit versprechen und auf alte Freundschaft zurückgreifen. Er war klar und deutlich und ohne Umschweife: „Ich habe keinen Sou mehr, schicke mir sofort 300 Francs, um meine Hotelrechnung bezahlen und nach Frankreich zurückkehren zu können oder noch besser 50 Louisdors, um mich wieder flottmachen zu können.“

Dieses schrecklich gekritzelt Billet war aus Baden datiert, was die Unterschrift betraf, so war es unmöglich, sie zu lesen!

Ich versuche es, prüfe Buchstaben für Buchstaben, und suche in meinen Erinnerungen, wer wohl dieses entsetzliche Geschreibsel abgeschickt haben könnte . . . Ich kann indes absolut nichts finden, was mich auf die Spur zu bringen in der Lage war! . . . In Baden? Ich hatte 300 Freunde in Baden, und von den 300 sind 299 wenigstens im Stande, sich bis auf den letzten Louisdor ausplündern zu lassen . . . Aber ich mußte diesen unglück-

seligen Namen trotzdem entdecken! . . . Zwei Tage tat ich nichts weiter, als mir den Kopf zu zerbrechen, und gab diese verheufelte Unterschrift allen zu lesen, die ich unterwegs traf. Es war eine unnütze Anstrengung! Jeder war anderer Ansicht.

Du kannst Dir denken, in welche Aufregung mich das versetzt hatte. Damals hatte ich eigentümliche Ideen! Ich bildete mir ein, es wäre eine Feigheit, einem Freunde etwas abzuschlagen! . . . Man ist eben dumm, so lange man jung ist! . . . Und was mich namentlich ärgerte, war der Gedanke, daß diese gräßliche Handschrift von jemand kommen konnte, für den ich wirklich freundschaftliche Gefinnungen hegte. Ich telegraphierte an wenigstens zehn intime Freunde; keiner war der Verfasser des Briefes.

Nun lief ich zu den Schreibfachverständigen. Der eine sagte mir, der Name wäre zweifellos Cafemier, das wollte er vor Gericht bezeugen; der zweite schwor hoch und teuer, der Absender heiße Certinais, das wolle er auch vor Gericht bezeugen; endlich behauptete der dritte, es wäre gar keine Unterschrift, sondern ein Wort; er meinte, es heiße: Hochachtung. Certinais und Cafemier waren mir unbekannt.

Ich durchblätterte das Klub-Adressbuch, ich sah mein Adressbuch Namen für Namen durch, vermochte jedoch nichts zu entdecken. Ich hatte förmlich das Fieber und sogar den Hauptgrund für all' mein Tun, einem Freund gefällig zu sein, hatte ich so ziemlich aus dem Gesicht verloren; ich interessierte mich nur noch für das Problem, diesen so geheimnisvoll versteckten Namen zu entdecken.

Am dritten Tage kam mir ein im Grunde höchst einfacher Gedanke in den Sinn; ich schrieb nach Baden und bat um die Liste der Franzosen, die in diesem Augenblick in dem von dem Pechvogel bewohnten Hotel sich aufhielten. Ich brauchte dann nur noch an alle mir bekannten Gäste des Hotels zu schreiben. Das beruhigte mich, und ich hatte das auch wirklich nötig, denn ich hatte die Sache mit einer unerklärlichen Wut betrieben, als wenn ein geheimnisvolles und verhängnisvolles Etwas mich dazu trieb.

Am Abend dieses dritten Tages legte ich mich frühzeitig nieder und schlief schnell ein.

Ich muß Dir sagen, daß ich früher — und noch jetzt — eine wahre Manie für die Nachtlampen hatte; ich kann es nicht ertragen, mich auch nur eine Sekunde in der Dunkelheit zu befinden.

Nun, in dieser Nacht — es ist wirklich eine seltsame Geschichte, und ich habe seitdem nie ohne eine eigentümliche Empfindung daran denken können, — in dieser Nacht wurde ich von einem leisen Knarren mitten im Schlafe geweckt.

Ich habe nie ergründen können, was das für ein Geräusch war; jedenfalls war es die Nachtlampe, die ausging; denn ich befand mich in tiefster Dunkelheit.

Zuerst schnürte mir ein gräßliches Angstgefühl die Brust ein — ich empfinde im Dunkel stets so etwas — und bevor ich noch Zeit hatte, ganz zu erwachen, hörte ich — ja wohl, mein Lieber, ich glaubte nicht zu hören, sondern ich hörte tatsächlich — Nervenüberreizung, wirst Du sagen, gleichviel — ich hörte eine Stimme, die mir in einem ganz leisen Hauch die beiden Worte zuflüsterte: Jaques Vermier!

Meine Haut war am ganzen Körper mit Schweiß bedeckt, ohne daß ich begriff, warum.

In einer Sekunde war ich, diesmal vollständig wach, aufgesprungen, hatte eine Kerze angezündet und las den Brief aus Baden noch einmal durch . . . Wie kam es nur, daß ich ihn nicht gleich entziffert hatte . . . Es war ja ganz klar und deutlich!

Vermier, ein hübscher, gefälliger und etwas überspannter Mensch, den ich zur Zeit unserer frühen Jugend sehr lieb gehabt und dann aus dem Gesicht verloren hatte! Dann hatte ich ihn an jenen „Wohnstätten“ wiedergefunden, wo man schnell die Hand schüttelte und sich ein gerührtes: „Weißt Du noch?“ zuruft; darauf geht man wieder auseinander und sieht sich oft erst nach Jahren wieder!

Armer Jaques! . . . So nannte man ihn immer auf der Schule von St. Gr . . . Natürlich sollte er seine 1000 Francs haben!

Ich sah auf die Uhr, Mitternacht vorüber; jetzt war nichts mehr zu machen; aber gleich morgen früh . . . Und sogleich schrieb ich einen Brief, in dem ich alles erklärte und mich entschuldigte, dann legte ich das Geld hinein und versiegelte das Schreiben . . . währenddessen kehrte mir die Erinnerung an die Flüsterstimme zurück, die ich eben vernommen; diese Stimme klang durchaus der Jaques' ähnlich, wenn er heftig erregt war.

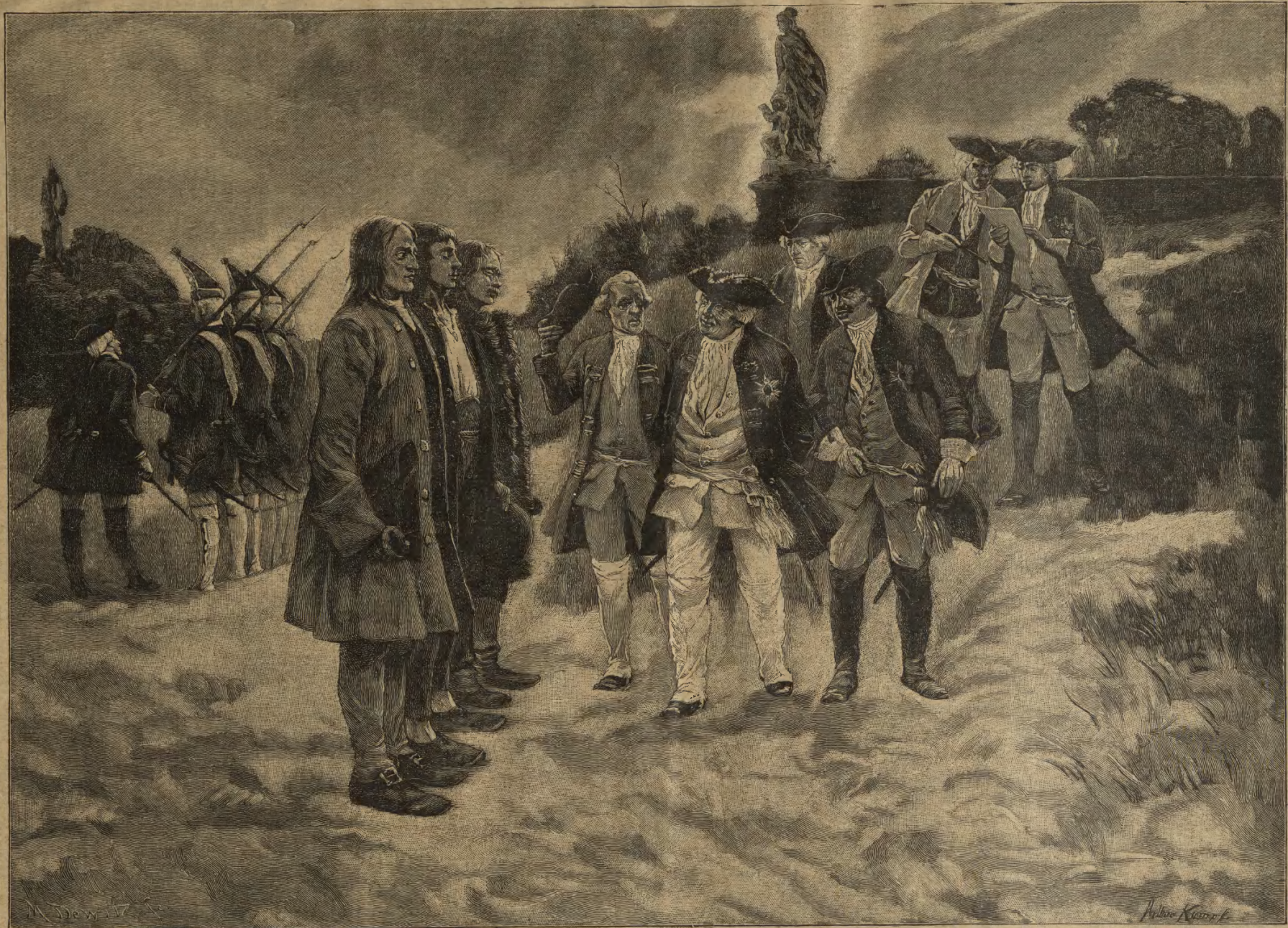
„Wie seltsam ist doch die Nachwirkung der Erinnerung in unserm Gehirn,“ sagte ich mir, „und wie habe ich nur gleichzeitig und noch im Schlafe den Namen und die Stimme wiedererkennen können?“

Dann legte ich mich befriedigt und ruhig wieder zu Bett und dachte im Dunkel des stillen Zimmers nicht mehr an die Flüsterstimme . . .

Nein, ich dachte nicht mehr daran, bis zu dem Augenblick, da ich am übernächsten Tage eine Depesche aus Baden erhielt; man teilte mir mit, mein Geldbrief wäre von der Post zurückgeschickt worden . . .

Der arme Jaques! er hatte sich am vorigen Tage um Mitternacht erschossen! . . . und zwar gerade in dem Augenblick, als meine Nachtlampe mit hohlem Knarren erklang, einem hohlen Knarren, das dem eines geladenen Revolvers ähnlich klang . . .

Brignac hustete ein bißchen, um seine Erregung zu bemeistern und sagte mit leisem, sehr traurigen Lachen: „Versteht Du nun, warum mir so viel daran liegt, daß mein Junge sich eine schöne Handschrift aneignet?“



Drei neue blaue Kinder. Nach einer Gouache von Arthur Kampf.

# Bankerott.

Roman von M. von Kofberg.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Aber Nora, das ist doch ganz natürlich,“ jagte Tom hastig und dann stockte er; wie verändert sah die Arme aus. In der schwarzen, mit einem schmalen weißen Streifen geränderten Witwenhaube erschien das Gesicht unendlich schmal und verzehrt; die dunklen Augen lagen tief in ihren Höhlen und um den Mund zuckte es wie verhaltenes Weinen.

„Ich habe schon mehrfach versucht, Dich zu sehen, Nora,“ begann Tom mit zitternder Stimme.

„Ach ja — ich weiß, aber ich konnte damals niemanden empfangen — sprich nicht mehr davon, Tom — ich habe meine Kräfte so sehr nötig.“

„Ich hoffe, Du hältst mich nicht für unbescheiden, Nora,“ sagte der Bankier nach kurzem Schweigen unsicher, „wenn ich Dich bitte, mir eine Zukunftspläne mitzuteilen und mir zu sagen, ob Du noch über irgend welche Vermittel verfügst. Ich bin Dein einziger Blutsverwandter, Nora, und ich hoffe, Du gestehst mir das Recht zu, Dir mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.“

„Ich habe meine kleine Rente von 100 Pstrl. jährlich, Tom,“ versetzte Nora gleichgiltig, „meinst Du, daß ich diese Summe behalten dürfe?“

„Selbstverständlich, Nora — gottlob, daß Du diesen Notanker hast, — so ist doch einstweilen für Deine und Yellas Existenz gesorgt. Was Eure zukünftige Wohnung betrifft, so kam ich hierher, um Dich zu fragen, ob Du Dich entschließen könntest, nach Dura überzusiedeln? Das Altküsterhaus dort steht völlig leer und Du würdest mir einen Gefallen tun, wenn Du es beziehen wolltest.“

„Ach, wie gut Du doch bist, Tom,“ murmelte Nora, in Tränen ausbrechend.

„Beruhige Dich doch, Nora — also das wäre abgemacht. Was meinst Du, Gabriele,“ wandte er sich dann an die Kleine, die ernst an der Seite der Mutter stand, „möchtest Du gern auf dem Lande wohnen? In Dura ist ein hübscher Garten am Hause und die Zimmer sind hoch und luftig.“

„Gibt es auch Blumen und Vögel in Dura?“ fragte Yella lebhaft.

„Das will ich meinen.“

„O Mama — laß uns nach Dura ziehen.“

Nora nickte unter Tränen, und als der Bankier sich bald darauf entfernte, fühlte er sich sehr gehoben — es war doch sehr wohlthuend, anderen Freundlichkeiten erweisen zu können, die einem selbst keine Opfer auferlegten.

Am nächsten Tage war Nora damit beschäftigt, ihre und Gabrielles Effekten — außer Wäsche und Kleidung waren ihr nur noch ihre Bücher und einige Bilder verblieben — einzupacken, als Yella, die ihr eifrig half, plötzlich laut aufschrie und dann wie gebannt auf das Zeitungsblatt starrte, welches sie eben der Mutter hatte reichen wollen.

„Was hast Du denn, Yella?“ rief Nora erschreckt.

Aber die Kleine vermochte nicht zu antworten — sie starrte stumm auf das Blatt, und als Nora jetzt die Zeitung ansah, las sie in fettgedruckten Buchstaben: „Großer Bankerott der Winterschen Bank — Selbstmord eines Bankdirektors.“

Den Arm um den Nacken der Mutter geschlungen, die glühende Wange an Noras Wange gelehnt, las Yella den Artikel, der seiner Zeit in der „Times“ erschienen war, und während Yella in bitterem Schmerz schluchzend stammelte: „Wie schlecht von den Leuten, dem armen lieben Papa solche Schändlichkeiten nachzusagen,“ verharrte Nora völlig stumm. Nachdem sie den Artikel aufmerksam bis zu Ende gelesen hatte, faltete sie das Blatt zusammen, steckte es in die Tasche und sagte hastig: „Komme, Yella — wir wollen ausgehen,“ und ohne eine Frage zu stellen, holte die Kleine ihre und der Mutter Ueberkleider herbei. Den dichten Kreppschleier vors Gesicht ziehend, nahm Nora ihre kleine Tochter an die Hand und verließ mit ihr das Haus, zum maßlosen Erstaunen der Diensthofen, denn das war das erste Mal seit dem Tode des Gatten, daß Frau Carlton ausging.

Doktor Tracy war eben von der Praxis heimgekommen, hatte hastig Toilette gemacht und stand, auf den Ruf der Tischglocke wartend, in seinem Arbeitszimmer, als die Türglocke leise gezogen ward.

„Um, wer mag um diese Zeit kommen — gewiß eine eilige Bestellung,“ murmelte der Arzt. Jetzt öffnete John die Tür und ließ zwei dunkle Gestalten eintreten — bestürzt erkannte der Doktor Nora und Gabriele, und den beiden entgegengehend, sagte er herzlich: „Frau Carlton — welche Ueberraschung — willkommen, Yella — was kann ich für Sie beide tun?“

„Wir sagen, was dieser Artikel zu bedeuten hat, Herr Doktor,“ entgegnete Nora tonlos, indem sie dem Arzte das Zeitungsblatt bot. — —

Während in der Bibliothek der Doktor und Nora in ernste Beratung, der Yella aufmerksam zuhörte, vertieft waren, geriet die Köchin in gelinde Verzweiflung. Der Doktor war in mancher Hinsicht ein Gourmand; er hielt viel auf gut zubereitete, feine Speisen und er konnte sehr verstimmt werden, wenn irgend ein Gericht mißraten war. Dazu war nun heute leider begründete Aussicht; der Fisch, eine Lieblingsspeise des Doktors, zerfiel vollständig, die dazu gehörigen Kartoffeln glichen Bleistücken und endlich vermochte die Köchin diesen Jammer nicht mehr mit anzusehen.

„John — Sie müssen die Tischglocke läuten,“ rief sie heftig. „Das darf ich nicht — ich habe die Dame hineingeführt und ich müßte mich zu Tode schämen, wenn ich sie durch das Läuten sozusagen hinausweisen wollte,“ verteidigte sich der Diener.

„Aber so sehen Sie sich doch nur den Fisch an.“

„Davon wird es nicht anders — ich läute nicht.“

„So tue ich es,“ zeterte die resolute Küchenfee und im nächsten Augenblick scholl der laute Klang des Gong durch das Haus.

Einpört riß der Doktor die Türe auf und schalt über die Unverschämtheit, die Tischglocke zu läuten, wenn er Besuch habe; John stammelte bestürzt, er sei es nicht gewesen, sondern die Köchin habe es aus Sorge für die verderbenden Schüsseln getan.

Nora — in das Studium der Zeitungsblätter, die Doktor Tracy aufbewahrt und ihr gegeben hatte, vertieft, achtete nicht auf Rede und Gegenrede, aber Yella, die selbst hungrig sein mochte, flüsterte der Mutter zu: „Mama — es ist längst Essenszeit und der Onkel Doktor hat gewiß Hunger.“

Verwirrt blickte Nora auf die Uhr — wahrhaftig, es ging auf acht und sie mußte, daß der Doktor sonst um sieben zu speisen pflegte.

„Verzeihung, Herr Doktor,“ sagte sie leise, „ich wußte nicht, daß es schon so spät war — jetzt müssen Sie essen. Vielleicht könnten wir morgen weiter über die Sache sprechen — ich —“

„Ich will Ihnen etwas sagen, gnädige Frau,“ unterbrach der Arzt die Sprechende, „machen Sie mir die Freude, mit Yella an meinem einamen Mahl teilzunehmen und nach der Mahlzeit sage ich Ihnen, was ich versucht habe, um Gungs Andenken zu reinigen.“

Nora schwankte noch, aber Yellas geflüstertes „Mama — ich bin so hungrig“ entschied die Frage im Sinne Doktor Tracys und als dieser später vom Tische aufstand, geschah es mit dem stillen, tunigen Wunsche, es möchte ihm öfter vergönnt sein, Yella als Gast begrüßen zu dürfen. Für Nora hatte er nur insoweit Sympathie gehabt, daß er sie als Gungs Gattin hochachtete, aber alle Liebe seines vereinsamten Herzens flog Yella zu, auf die er nun, da sie väterlos war, ein neues Recht zu haben glaubte. Und dann legte Doktor Tracy Nora die Nummer der „Times“ vor, welche seine, des Doktors Entgegnung auf jenen Artikel enthielt und in welchem er mit glühender Beredsamkeit und heiliger Ueberzeugung erklärte, Gung Carlton sei das Opfer eines wohlüberlegten Schurkenstreiches geworden und die Freunde des Toten würden nicht rasten noch ruhen, bis sie die Beweise für diese Behauptungen gefunden hätten und im Stande seien, sie dem Publikum vorzulegen und so weiter.

Unter heißen Tränen las die arme Frau den Artikel, dann bot sie dem Arzte die Hand und dankte ihm aufs Innigste.

„Von welchen Beweisen sprechen Sie hier?“ fragte sie dann gespannt.

„Leider von keinen bestimmten Beweisen,“ versetzte der Doktor ernst, „aber nicht nur ich, sondern auch andere Freunde Gung Carltons sind der festen Ueberzeugung, daß nicht Gung es war, der die Geschäftsbücher beiseite schaffte und da zu diesem Behufe aller Wahrscheinlichkeit nach mehrere Personen im Komplott waren, läßt sich hoffen, daß wir durch scharfe Beobachtung nach allen Seiten vielleicht doch ein günstiges Resultat erzielen. Es wird nicht rasch gehen — es gilt zahllose verworrene Fäden zu entwirren und dazu bedarf es zäher, ausdauernder Geduld. Aber daran soll es nicht fehlen und so Gott will, gelingt es uns doch endlich, unsere Aufgabe zu lösen. Daß dieser Hart, trotz seines salbungsvollen Briefes an die Zeitung, ein Schurke ist, bezweifle ich keinen Augenblick, aber alle, die ihn kennen, sagen, er sei schwerer zu fassen wie ein Mal und da wir ihm einstweilen nichts beweisen können, müssen wir schweigen.“

„Onkel Doktor,“ sagte Yella, jetzt von ihrem Dessert aufblickend, „weißt Du schon, daß wir nach Dura gehen?“

Ueberrascht blickte Doktor Tracy auf Nora und diese teilte ihm nun Tom Nortons „großmütiges“ Anerbieten mit und fügte bei, daß sie es angenommen habe. Der Doktor hätte am liebsten gesagt, wie er über den Bankier und seine „Freundschaft“ denke, aber noch zur rechten Zeit besann er sich, daß es ihm auch in diesem Falle an Beweisen mangle, und so äußerte er nur im Ton unangenehmer Ueberraschung: „Ich dachte, sie hätten eine Antipathie gegen Dura, gnädige Frau?“

„Ach, die hatte ich auch,“ nickte Nora schmerzlich bewegt, „aber danach darf ich jetzt nicht fragen. Es ist doch ein Asyl und Yella wird die frische Luft in Dura zuträglicher sein, als der Aufenthalt in irgend einer engen, dumpfen Straße der Stadt.“

„Das schon,“ mußte Doktor Tracy zögernd zugeben, „aber wie soll es denn mit Yellas Unterricht werden?“

„O, das ist das Geringste,“ rief Nora lebhaft, „bis auf den Musikunterricht habe ich ihr bisher sämtliche Stunden gegeben und jetzt, da ich nicht im Stande wäre, fremde Lehrkräfte zu bezahlen, soll mir's doppelte Freude sein, sie weiter zu unterrichten. Die Musikstunden würden ohnedies wegfallen müssen,“ schloß die junge Frau bitter lächelnd, „da wir kein Instrument mehr besitzen.“

„Gnädige Frau,“ sagte der Doktor tief bewegt, „Sie und Yella haben viel verloren und doch sind Sie beide noch reicher wie ich, denn Sie haben doch eins das andere, während ich völlig allein stehe in der Welt — Gott erhalte Yella und ihre Mutter und Yellas Mutter ihr Kind!“

Als Nora und Yella später in des Doktors Coupee nach Hause fuhren, meinte Yella nachdenklich: „Mama — es geht doch sonderbar zu in der Welt — der Onkel Doktor hat sein großes, schönes Haus und seinen bequemen Wagen und wir haben gar nichts mehr!“

„Wir haben einander, Yella,“ versetzte Nora weich, „und das ist mehr.“

13.

Mit zahllosen kummervollen Stunden und unter Mühe und Arbeit war endlich die Zeit verstrichen, welche Nora und Gabriele noch im eigenen Hause verbringen durften und nun standen beide müde und erschöpft in den kahlen, leeren Räumen, von welchen sie nun auf immer scheiden sollten. Der Taxator mit seinen Packern wartete seines Amtes, die einzelnen Gegenstände waren in Partien geordnet und wurden nun für die auf den übernächsten Tag angelegte Versteigerung mit Nummern versehen. Früh am anderen Tage wollten Mutter und Tochter nach Dura fahren; ihre bescheidenen Koffer waren gepackt, die Diensthoten bis auf die alte Martins, welche darauf bestand, erst zu gehen, wenn ihre bisherige Herrschaft das Haus verlassen haben würde, entlassen und gegen Abend begaben sich Nora und Gabriele zu Hallers, um dort Abschied zu nehmen.

Es war das erste Mal nach Carltons Unglück, daß Nora mit dem Kranken zusammentraf, und beide konnten ihrer schmerzlichen Bewegung kaum Herr werden. Hubert war außerdem bedrückt; am Morgen hatte die Redaktion des Sonntagsblattes ihm ihre entschiedene Mißbilligung darüber, daß er die Spalten des Blattes benützt hatte, um alle gegen Carlton umlaufenden Gerüchte für Verleumdung zu erklären, ausgedrückt, und daß diese Mißbilligung nicht ungerechtfertigt war, verbesserte Huberts Stimmung in keiner Weise.

Die alte Frau Haller war wie immer sehr gehoben durch Noras Besuche und ihre Unterwürfigkeit verletzte das Feingefühl der jungen Frau, was Hubert wohl bemerkte. Zum Glück half Yellas Geplauder über manche unbehagliche Minute hinweg; die Kleine war Huberts besonderer Verzug und infolgedessen auch der Liebling seiner Mutter und Schwester.

„Wir kommen, um Abschied zu nehmen,“ sagte Nora im Laufe des Gespräches; „wir ziehen morgen von hier weg aufs Land.“

„Ah! Wirklich?“ rief Frau Haller lebhaft, „wie sich das seltsam trifft, Frau Carlton; auch wir ziehen demnächst aufs Land und zwar nach Dura in ein leerstehendes Haus Herrn Nortons, in welchem er uns freundlichst eine Wohnung gibt, so daß wir unser Häuschen hier vermieten konnten. Dabei fällt mir ein, daß wir Herrn Nortons Güte gewiß Ihrer Fürsprache verdanken, Frau Carlton — Herr Norton ist ja Ihr Vetter.“

„Das ist er allerdings,“ nickte Nora nicht eben erfreut, „aber wenn er Ihnen eine Wohnung gab, trat er es aus freiem Antriebe. Auch wir gehen nach Dura,“ setzte sie zögernd hinzu.

Die sichtlich aufrichtige Freude der alten Frau beschämte Nora; „nun Hubert, was sagst Du denn zu diesem Glücksspiel?“ rief sie enthusiastisch, „nun kannst Du doch Fräulein Yella mitunter sehen, und vielleicht gestattet Dir Frau Carlton, der Kleinen ab und zu Unterricht zu geben, wenn Du Dich wohl genug dazu fühlst! Sie müssen nämlich wissen, Frau Carlton, daß der arme Hubert sein Glend am besten vergißt, wenn er Unterricht geben kann, und er weiß so viel, nicht wahr, Susanne?“

Susanne bestätigte eifrigst die Worte der Mutter und ein Freudenstrahl flog über Huberts Gesicht, als Nora jetzt schüchtern sagte: „Wenn Sie sich meiner Yella in dieser Weise annehmen wollen, Herr Haller, werde ich Ihnen sehr dankbar sein, denn ich fürchte, mein eigenes Wissen ist nach mancher Richtung lückenhaft.“

„Sie wissen nicht, welche Freude Sie mir mit Ihrem Zugeständnis machen, Frau Carlton,“ versetzte Hubert glücklich lächelnd und Nora reichte ihm dankend die Hand.

Frau Haller verschwand jetzt in die Küche und da Susanne gleichzeitig Yella aufforderte, ihr in das kleine Gärtchen zu folgen,

wo sie ihr ein Vogelnest mit fünf kleinen Vögeln zeigen wollte, blieben Haller und die junge Frau für eine Weile allein, und Nora benutzte diesen Moment, um hastig zu fragen: „Herr Haller — haben Sie auch erfahren, wie man das Andenken meines armen Vatten verunglimpft?“

„Sawohl, und zwar mit Zorn und Empörung, Frau Carlton,“ nickte Haller finster, „ich habe versucht, mit meiner schwachen Kraft für ihn einzutreten, indem ich in unserem Sonntagsblatt meiner heiligen Ueberzeugung, daß Carlton einem schändlichen Komplott zum Opfer gefallen sei, Ausdruck gab, aber alles, was ich damit erreichte, war dies,“ und dabei wies er mit bitterem Lächeln auf den Brief der Redaktion.

Hastig durchflog Nora die Zeilen und dann sagte sie empört: „Es ist eine Schmach.“

Der Wiedereintritt Susannes mit Yella machte dem Gespräch ein Ende und es war nun auch für Nora und ihre Tochter Zeit, sich zu verabschieden. Als Nora dem Kranken die Hand reichte, schob er ihr ein kleines Päckchen zu und sagte halblaut: „Vielleicht interessiert es Sie, Frau Carlton,“ und die junge Frau sah, daß es eine Nummer des Sonntagsblattes war und ahnte, was diese Nummer enthielt.

Am Abend, als Yella schlief, las Nora den Artikel, den Hubert Haller zur Rechtfertigung seines Freundes geschrieben hatte und heiße Tränen fielen auf das Blatt. —

Am nächsten Vormittag waren Nora und Yella, deren Abreise auf zwei Uhr festgesetzt war, noch einmal in den nächstgelegenen Park gegangen, um der trostlosen Oede des Hauses zu entfliehen; als sie heimkehrten, sahen sie ein Cabriolet vor ihrem Hause halten; ein kleiner Groom hielt die Zügel des prächtigen Hochtrabers. Im Tor kamen ihnen zwei Herren entgegen; der Jüngere, der etwa 20 Jahre zählen mochte, war sowohl Nora als Yella fremd, in dem Älteren aber erkannte die junge Frau mit zornigem Schrecken Herrn Hart! Auch Herr Hart war sichtlich bestürzt, offenbar hatte er nicht darauf gerechnet, Nora noch im Hause zu finden und so stotterte er denn verwirrt: „Ich — wollte mich nach Ihrem Befinden erkundigen, gnädige Frau!“

„Wirklich?“ rief Nora empört, „und Sie wagen es, diese Schwelle nochmals zu betreten, Herr Hart?“

„Ich — ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau.“

„O, Sie verstehen mich sehr wohl, das zeigt mir Ihr erschrockenes Gesicht, Herr Hart! Aber ich hätte nicht erst fragen sollen, was Sie hergeführt — Sie wollten sich ohne Zweifel das Resultat Ihres „Geschäftsverfahrens“ ansehen! Nicht zufrieden damit, meinen armen Vatten in den Tod gehetzt zu haben, stehlen Sie ihm auch noch seinen ehrlichen Namen! O, daß ich nur eine Frau bin und Sie nicht züchtigen kann, wie Ihre Schurkerei es verdiente!“

Herr Hart schien immer kleiner zu werden — er warf einen scheuen Blick auf seinen jugendlichen Gefährten, der ihn mißtrauisch ansah und tippte sich dann mit dem Zeigefinger auf die Stirn, wie um anzudeuten, daß Nora geistig nicht normal sei. Dann raffte er sich zusammen und sagte gepreßt: „Eine Frau kann einen Mann leider ungestraft beleidigen, aber ich will es Ihrem Kummer zu gute halten, gnädige Frau. — Sie wissen offenbar nicht, was Sie sagen! Kommen Sie, Winter.“

„Ich weiß sehr wohl, was ich sage, Herr Hart,“ entgegnete Nora mit blitzenden Augen, „und Sie werden nicht von der Stelle gehen, bevor ich Ihnen im Beisein Ihres Begleiters mitgeteilt habe, was Sie hören sollen!“

Da Nora in der Türöffnung stand, war Herr Hart wirklich gezwungen, stand zu halten; er biß finster die Lippen zusammen, als Nora jetzt fortfuhr: „Ihr Begleiter ist noch ein sehr junger Mann, der offenbar nicht weiß, welcher Art ihr Charakter ist — kannte er Sie, wie ich Sie jetzt kenne, dann würde er sich wohl hüten, sich in Ihrer Gesellschaft sehen zu lassen! Sie sind ein Dieb und ein Lügner — Sie stahlen meinem Vatten alles, was er besaß und trieben ihn zum Selbstmord — so handelt ein Teufel und ein Schuft!“

(Fortsetzung folgt.)

### ✻ Unsere Bilder. ✻

Drei neue blaue Kinder sind für das Potsdamer Leibregiment des Königs Friedrich Wilhelm I. angeworben und vorgestellt worden. Der alte Soldatenkönig betrachtete strahlenden Auges die riesigen Figuren, aus denen der strenge Drill der damaligen Zeit bald stramme Grenadiere machen wird. Bei aller Sparsamkeit des Königs wurden von ihm keine Geldkosten gescheut, wenn es ihm möglich ward, seiner Potsdamer Riesengarde neue Leute zuzuführen; diese Riesengarde war sein Spielzeug und sein Stolz, die Mannschaft war aus allen Ländern Europas mit Güte aber auch mit Gewalt geworben und hatte trotz der strengen Behandlung der damaligen Zeit auch viele Vorrechte, sobald sie sich zu guten, schneidigen Soldaten ausbildete. Ein besonders großer Mensch jener Zeit war vor den preußischen Werbemännern nie sicher und die befreundeten Potentaten, welche dem König eine Aufmerksamkeit erweisen wollten, wählten als Geschenke für ihn des öfteren große Soldaten, welche sie ihm für seine „blauen Kinder“ in Potsdam überwiesen.

## \* Gemeinnütziges. \*

**Dähsenzunge zu kochen.** Die frische Zunge wird mit Rindfleisch mindestens 3 Stunden lang gekocht. Sie muß so weich sein, daß sich die Haut abziehen läßt. Kocht man gerade kein Rindfleisch, so muß sie mit Salzwasser und allen Suppentwürzeln angeetzt werden.

**Heringe einzumachen.** Man legt die salzigen Heringe 16 Stunden in Wasser und hierauf 8 Stunden in süße Milch. Nun werden die Heringe abgezogen und ausgenommen und schichtweise in einen Steintopf gelegt. Zwischen die einzelnen Schichten streut man feingeschnittene Äpfel und Zwiebeln, Kapern, ganzen Pfeffer, Lorbeerblätter, Zitronenscheiben und einige Nelken; zuletzt wird vorher abgekochter und wieder erkalteter Essig darauf gegossen. Der reine Essig ist meist zu scharf, 2 Teile Essig und 1 Teile Wasser geben den rechten Geschmack. Auf 24 Heringe nimmt man 3 Äpfel, 1 Zitrone, 6 Zwiebeln, 1 Lassetopf voll Kapern und zwischen jede Schicht 2—3 Lorbeerblätter.

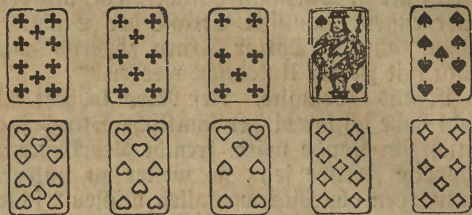
**Schuß Besichtigung der Mitterer empfiehlt sich folgendes Verfahren.** Man lasse sich aus 5 Gramm Schwefelmilch, 2 Gr. kohlensaurem Kalium, 10 Grammen gereinigtem Glycerin und 20 Grammen Franzbranntwein eine Paste herstellen, bestreicht damit vor dem Schlafengehen die betreffenden Stellen nach vorheriger gründlicher Waschung und sorgfältiger Trocknung und bedeckt dieselben. Des Morgens ist wieder abzuwaschen und eine Salbe aus 5 Grammen Präzipitat, 40 Grammen Lanolin und 10 Grammen Vaseline einzureiben. Diese Vornahme ist mehrmals zu wiederholen. Man muß dabei auch für regelmäßige Darmtätigkeit sorgen und sich des Genußes alkoholischer Getränke und scharf gewürzter Speisen enthalten. (Prakt. Wegw.)

**Reinigung von Herrenschränken.** Will man Kleidungsstücke nicht in eine chemische Waschanstalt zum Reinigen geben, so lassen sich Tuch- und Wollstoffe wieder sehr gut mit einer Kochung von Quillajarinde herstellen, indem man sie mittels weicher Bürste mit dieser Abkochung abbürstet. Zur Reinigung der etwas fettig oder speckig gewordenen Rocktragen wende man Salmiatgeist an, der mit genau zehn seinem Maße gleichen Teilen Wasser veretzt ist. Bei besonders zarten Stoffen, nämlich zart in Bezug auf die Farbe, kann man die Krage mit rohem Ei einreiben, daselbe gut eintrocknen lassen und anderen Tages abbürsten. Für gewöhnliche graue Stoffe kann man Pottasche — eine Messerspitze in warmem Wasser aufgelöst — anwenden. Gerrentragen von Sammet versuche man durch das Reiben mit einer halben Zwiebel (gegen den Strich) neuen Glanz zu verleihen. Sie müssen aber nach der Reinigung gut an einem staubfreien Orte trocknen. Soll das Trocknen sehr rasch vor sich gehen, so ziehe man den Krage — natürlich auf der linken, der Futterseite, über ein heißes Eisen. Dies kann übrigens auch nach dem Trocknen durch die Luft nicht schaden; es ist im Gegenteil dem gereinigten Sammet nur nützlich.

**Um Leder auf Leder zu leimen.** Man koche Lagerbierhese bis zur Leimkonsistenz dickflüssig ein, wodurch man sogenannten Geseim erhält, welcher das beste Bindemittel von Leder auf Leder bildet.

## \* Nachtsch. \*

### 1. Skataufgabe.



Hinterhand hat lange Zeit kein Spiel gemacht und erklärt, um dem Spiel eine andere Wendung zu geben, ohne die Karten aufgenommen zu haben, Grand. Sie findet obige Karten und muß damit das Spiel auch spielen. Es wird gewonnen, trotzdem im Skat weder ein Wenzel noch ein Aß liegt. Wie geht dies zu?

### 2. Rätsel.

Lustige Mädchen schwingens im Reigen  
Draußen am Weiher in duftiger Nacht,  
Dem größten der Tiere gehört es zu eigen,  
Aus fernem Weltteil wird es gebracht.

### 3. Silbenrätsel.

a a a a a be bi ca das di e le le ma man mi na nen ni ni  
no o pie re san si fa ta thro ti tra us ven vi ze.

Aus obigen 36 Silben sind neun vier-silbige Wörter zu bilden. Dieselben bezeichnen: 1. einen römischen Feldherrn, 2. einen deutschen Volksstamm, 3. einen berühmten Spartaner, 4. eine Königin des Altertums, 5. einen Fluß in Rußland, 6. einen Menschenfeind, 7. eine Oper, 8. eine Stadt auf Sizilien, 9. Inseln bei Ostindien.

### 4. Logogriph.

Wenn Du willst mein Rätsel lösen,  
Zieh ein Sprichwort schnell zu Rat,  
Das mit c läßt in gar bösen  
Worten folgen rasch die Tat.  
Weit entfernt von Höflichkeit:  
Heute Frieden, morgen Streit.

Wie ist's Wort mit r dagegen  
Weit aus herrlicher gestaltet!  
Wo in Busch und Hain, auf Wegen  
Zimmer stiller Friede waltet,  
Wo zur holden Sommerzeit  
Alles blüht und schön gedeiht!

### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der Schugmann befindet sich quer auf der Mitte des Bildes.
2. Cilia, Allianz, Nullität, Delila, Elise, Seltsa, Selikon, Urtise, Thalia. Randeshut.
3. Ailo, Ailo.

## \* Lustiges. \*

### Allerdings.

Schauspiel-Direktor: „... Für welche Rollen suchen Sie denn eigentlich Engagement, Fräulein?“

Schauspielerin: „Am liebsten spiele ich die Naive!“

Direktor: „Das kommt mir bei Ihren neununddreißig Jahren allerdings so vor!“

### Eingegangen.

Mann: „Was ist denn heute mit dem Kaffee?“

Junge Frau: „Ich hab ihn heut nicht gemacht!“

Schwiegermutter: „Ich auch nicht!“

Köchin: „Aber ich! Was ist denn damit?“

Mann: „So gut war er noch nie!“

### Auf der Straße.

Minna: „Herrje, Amaliken, wo kommst Du denn her?“

Amalie (die Nase rümpfend): „Na, man nich Amaliken — ich bin jetzt verheiratet!“

Minna: „J, wat Du sagst, an wen denn?“

Amalie: „An 'n Trompeter.“

Minna: „So? — Drum biste woll so uffgeblasen?“

Frech.



Tierbändiger: „Hier, meine Herrschaften, sehen Sie die große Riesenschlange Boa Constrictor. Sie frißt einen ganzen Dähsen auf einmal auf — bitte also, treten Sie nicht zu nahe.“

### Vergebliche Mühe.

Schneider: „Zum letztenmal bitte ich jetzt den Herrn Baron um Begleichung der Rechnung.“

Baron: „Gewiß, lassen Sie lieber das ewige Mahnen, es hilft ja doch nichts.“

### Unüberlegt.

Schwiegermutter: „Herr Sohn, das ist nicht aufmerksam, daß Sie mich so lange nicht besuchten!“

Schwiegersohn: „Jeden Tag wollte ich zu Ihnen, kam aber nicht dazu — Sie kennen ja das schneidige Sprichwort: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.“

### Weltweisheit.

Heimlich klug ist besser als unheimlich dumm.

### Vorsichtig.

Mutter: „Heute abend kommt der liebe Papa von seiner Reise zurück. Er bringt Dir Apfelsinen mit . . . Nun, wießt Du aber auch heute recht artig sein — nicht wahr?“

Hans: „Sind die Apfelsinen auch groß?“